

(Nachdruck verboten.)

## Hanna.

21) Roman von Peter Egge.  
Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen  
von Adele Neustädter.

Aber ebenso sicher mußte er Gewißheit haben, als diese Lebensweise eine Unmöglichkeit für sie beide war. Er hatte heute keinen Mut gehabt, und jetzt war er so müde und erschöpft. Morgen früh würde er bereit sein. Der Schmerz konnte danach nicht schlimmer sein, als er jetzt war. Falls sie schuldig war, so wollte er seine Verhaltungsregeln nach gemeinschaftlicher Beratung treffen. Im voraus konnte so etwas nicht entschieden werden. Es traten so manche Umstände hinzu, die er nicht kannte, ehe er mit ihr gesprochen hatte.

Er erhob sich schnell, zog den Ueberzieher an und ging hinaus.

Im Entree traf er Martha. Sie sah ihn lange und verwundert an. Holthe sagte halblaut, damit Hanna es nicht hören sollte:

„Wenn meine Frau nach mir fragt, sagen Sie, ich mache einen Spaziergang und komme heute mittag nicht zum Essen nach Hause.“

„Wünschen Sie nicht, es . . . ihr selbst zu sagen?“

Die Stimme des alten Dienstmädchens klang so sonderbar.

„Nein,“ sagte Holthe und ging.

„Ihre Frau wartet gewiß auf Sie.“

Holthe hörte es nicht.

Die ersten Stunden verbrachte er oben auf den Dorfwegen. Später schritt er abwärts und kam in die Stadt. Hier war es stiller, als gewöhnlich. Die Gründonnerstagsstimmung bedrückte. Nur in der Hauptstraße herrschte etwas Leben. Bedientete, die einen freien Tag hatten, spazierten hier stundenlang. Keine laute Freude, keine Emsigkeit. Aber der Verkehr belästigte ihn doch, störte ihn. Er bog in die Stromstraße, und hier ging er mehrere Stunden umher. Hin und wieder blieb er stehen, lehnte sich über einen Zaun und blickte über die kahlen Gärten hin, die alle zum Fluß hinabgingen; oder er sah nach der anderen Seite zum Dorf hinauf, wo hoch oben sein Heim lag.

Die Gedanken wühlten in ihm, wie zuvor. Sie konnten sich stets um etwas streiten. Bald versuchte er dem Kampfe Einhalt zu thun, bald schürte er ihn. Und dann konnte ihn die Ermüdung so schwer überkommen, daß ihm schien, er vermöge nicht länger zu leben, nicht eine Stunde länger.

Als es ungefähr 8 Uhr war, glaubte er nach Hause gehen zu müssen.

Jetzt hatten sie gewiß zusammen zur Nacht gegessen. Bald würde er schlafen. Und dann kam morgen. Beim Frühstück würde er Gewißheit erlangen. Daß er es nicht heute morgen versucht hatte! Daß er so feige gewesen war!

Er ballte die Hände. Aber das konnte ihm morgen nicht passieren! Dieser Abend und diese Nacht vergingen ja bald. Er trank einige Gläser Cognac, dann schlief er vielleicht sofort . . . er war ja so müde.

Er ging direkt ins Arbeitszimmer, ohne gesehen worden zu sein. Hier war gelüftet. Er sah, daß die Nachtdecken nicht herausgenommen waren. Er wollte heute nacht hier schlafen, und niemand sollte zu ihm hereinkommen. Dann verschloß er beide Thüren und schürte den Ofen an. Er saß auf einem Stuhle vor dem Zugloch und beobachtete, wie das Feuer darin aufstauete.

Da klopfte es an die Thüre.

„Johannes“, hörte er Hanna sagen, und Angst lag in ihrer Stimme. Er fuhr unwillkürlich vom Stuhle auf, setzte sich jedoch sofort wieder, sagte nichts, rührte sich nicht.

„Liebster, bester Johannes, schließe doch auf. Ich weiß ja, daß Du zurückgekehrt bist. Bist Du so krank? Oder bist Du böse auf mich?“

Die Worte kamen schluchzend.

„Du solltest wissen, wie schlimm es mir heute erging, aber“ — ihre Worte klangen flüsternd — „vielleicht erging es Dir noch schlimmer!“

Dieses Weinen seiner starken Frau machte ihn mitleidig und erbittert. Könnte er den Mut finden, zu sprechen, wenn sie ihm so entgegen kam? Er schwang sich vom Stuhle auf und blieb stehen. Er durfte sich nicht rühren. Er wollte allein sein. Aber er schwankte dennoch zur Thüre. Die Brust stöhnte laut. Er konnte nicht schweigen.

„Lieber Johannes, früher bist Du nie so gegen mich gewesen, . . . nicht wie Du damals krank warst.“

Er sagte stoßweise und mühsam:

„Hanna, ich bin krank. Es ist am besten, wenn ich heute nacht allein bin. Morgen . . . Du weißt ja, daß . . . daß ich zum Arzt gehe, wenn es nicht besser wird.“

„Schließe doch auf! Thue es, sei gut. Nur auf kurze Zeit . . . Ich werde gehen, wenn Du mich darum bittest.“

Er stand einen Augenblick . . . that nichts. Was sollte er thun? Er konnte jetzt nicht offen sprechen, nicht in sie dringen . . .

Er drehte den Schlüssel zurück, ging zur Chaiselongue und warf sich in die Betten. Hanna lief hin, warf sich auf die Knie und schmiegte sich an ihn.

„Johannes, jetzt mußt Du aufrichtig sein. Lieber Freund, sage mir, wie es Dir geht, und laß mich den Arzt holen. Laß es mich um meinet- und Eriks willen thun.“

Er antwortete nicht sofort. Nach einer Weile flüsterte er und sah sie bittend an:

„O, wenn ich nur sterben könnte.“

„Sterben?!“

Sie zog den Kopf zurück und sah ihn erschreckt an.

„O, wenn ich es nur könnte“, sagte er.

Sie fuhr ihn über die Stirn.

„Johannes, Du mußt Fieber haben, Du phantasierst.“

„Nein, ich phantasire nicht.“

Sie jammerte: „Johannes, Du kannst das nicht meinen. Sag' es mir. Was bedeutet es?“

Er schwieg.

„Hast Du kein Vertrauen mehr zu mir? Ich habe ja nichts als den Knaben und Dich.“

Er wartete einen Augenblick, als bedenke er sich, ehe er sagte:

„Es ist nur, weil ich so furchtbar leide . . . ich halte es nicht länger aus.“

„Aber dann bist Du ja krank, und dann mußt Du nach dem Arzte schicken.“

„Morgen . . . treffe heute abend keine Maßregel. Jetzt werde ich bald schlafen.“

Sie sah ihn an, untersuchend, ängstlich. Sie schien zu befürchten, sie könnte den Wahnsinn in seinen Augen aufleuchten sehen.

„Ach, Johannes, welche Angst hast Du mir heute und gestern gemacht. Ich wußte nicht, was ich denken sollte. Wäre es noch eine gewöhnliche Krankheit, aber so was . . .“

Er lag mit halbgeschlossenen Augen und wünschte, daß sie gehen möge. Er war heute abend zu müde, aber morgen . . . morgen, wenn sie ihn nicht so ansah und nicht in solcher Weise sprach.

Sie flüsterte, den Mund ganz nahe seinem Ohre:

„Johannes, weißt Du, ich bildete mir kürzlich ein, viel leicht irrtest Du umher und bereuest etwas. Jrgend ein Vergehen, und daß Du darunter leidest.“

Die Worte klangen noch leiser:

„Aber es giebt für alles Vergebung . . . für alles, wenn man so aufrichtig bereut, wie ein Mensch es thun kann.“

Er lag wie zuvor. Die Augen, die noch halb geschlossen waren, konnten andeuten, daß er ihren Worten lauschte.

„Die schönsten Worte, die ich gelesen habe, sind diese: Wenn eure Sünden wie die rote Wolle wären, so könnten sie doch wie der weiße Schnee werden. Sie sind aus dem Gebot geboren: Liebet einander.“

Es entstand eine kleine Pause. Sie wartete. Da sagte er:

„Hier hast Du meine Hand darauf, daß Du es morgen wissen sollst. Ich kam heute abend nicht . . . Sei mir darum nicht böse. Ich kann nicht. Geh' jetzt zu Bett.“

„Aber jetzt kann ich nicht schlafen, ehe ich es zu wissen bekomme.“

„O ja, versuche es. Frage mich nicht mehr. Morgen gehe

Ich ja zum Arzt, falls sich nichts ändert. Du wirst vielleicht hören, daß er sagt, das ganze sei eine seelische Krankheit, eine fixe Idee . . ."

Sie legte die Hand auf seine Stirn.

„Wie Du schwiegest! Glaubst Du, daß Du diese Nacht schlafen kannst?“

„Ja, etwas.“

„Schmerzt Dein Kopf sehr?“

„Nein, nur wenig!“

„Armer Johannes,“ flüsterte sie, „daß Du so viel durch Grübeln oder Reue leiden mußt, oder durch sonst etwas. Ich kann ja nicht wissen, was es sein mag.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Morgen . . . morgen. Frage jetzt nicht. Vergieb mir, daß ich Dir kein Vertrauen bewiesen habe; aber ich konnte nicht . . . Vieles entschuldigt mich.“

Sie nahm seine Hände und sagte leise:

„Ich bin dennoch froh, daß Du mich noch liebst. Ich begann heute darüber nachzudenken: Vielleicht lag Dir nichts mehr an mir . . . Du warst so seltsam . . . ich wußte nicht recht, was ich glauben sollte.“

Er antwortete, und sein Weinen verwischte die Stimme zu einem undeutlichen Murmeln: „Du mußt nicht daran zweifeln, daß ich Dich liebe.“

Er drückte ihre Hände und blickte sie ängstlich an.

„Gute Nacht. Grüße Erik von mir.“

„Gute Nacht!“

Sie ging zur Thüre.

„Du willst nicht, daß ich noch einmal nach Dir sehe, um zu hören, wie es Dir geht?“

„Bitte, nein. Thue es nicht. Ich hoffe, bald schlafen zu können.“

Sie ging. (Fortsetzung folgt.)

### Sonntagsplauderei.

Durch vervollkommnete Einrichtungen, die wir in der Redaktion getroffen haben, sind wir in den Stand gesetzt, künftighin nicht nur geheime Aktienstücke, Honorarrechnungen und Unternehmerrbriefe zu veröffentlichen, die bereits verfaßt sind, sondern wir vermögen sogar schon jetzt ahnungsweise Dokumente der Zukunft mitzuteilen, die erst über Jahr und Tag werden hergestellt werden.

Wir beginnen diese Publikationen, die uns befehlen, nicht über das, was ist, sondern was sein wird, mit einem vertraulichen Schreiben des Majorats Herrn auf Pinkendorf an seine Gemahlin:

Berlin, 28. Oktober 1905.

Teure Frau!

Am Mittwochnachmittag traf ich glücklich auf dem Stadtbahnhof Friedrichstraße ein, und am Donnerstagsmorgen endlich in meinem Hotel in der Königgräberstraße. Der erste Mensch, der mir hier erschien, war ein in einer eigentümlichen Amtstracht — Varet und Lalar aus gelbweißer Seidenwand — gekleideter Herr, auf dessen Visitenkarte zu lesen war: August Lehmann, Dr.-Ing., Bautechniker. Ich ließ den Herr eintreten, und ehe ich mich verah, war ich — eingeseift und rasiert. Unsere Barbieri nennen sich nämlich hier, seitdem sie den Dr.-Ing. erwerben müssen, Bautechniker. Die Konsultation kostet beiläufig 5 Mark, dafür ist aber mein Bart auch geradezu ein Modell, in dem sämtliche Gesetze der Statik zur raffiniertesten Anwendung gelangen.

Aber ich vergaß beinahe, daß Du Dich erklaumen wirst, warum zwischen meiner Ankunft auf dem Bahnhof und in dem Hotel ein Abend und eine ganze Nacht liegt. Es hat sich hier so vieles verändert, und man fällt so jäh von einer Ueberraschung in die andere, daß es mir schwer wird, alles ordentlich zu erzählen. In den mehr als sechs Jahren, da ich nicht in Berlin war, hat sich die Residenz unstreitig in die merkwürdigste Stadt der Welt verwandelt. Da wir damals über der Kanalboje auf unsere Güter in die Verbaumung gingen und uns schworen, auch nicht ein Zeitungsblatt anzurühren, um uns nicht täglich über die selbstmörderische Politik der Hohenzollern — der Alte ist übrigens immer noch Reichskanzler, wechselt aber wöchentlich mit Miguel und Zebbig ab — so erfuhren wir natürlich nichts, was in Berlin passierte, und ich kam gänzlich unvorbereitet in das von Grund aus veränderte Nest.

Denke Dir nun um Gottes Willen nicht, ich hätte den Abend und die Nacht gleich durchgeschwemmt. Ach, nein! Erstens bin ich aus den Jahren heraus, und zweitens giebt's so was hier nicht mehr. Der Harmlosen-Prozess von anno 1899, bei dem Dein leiblicher Vetter noch mit blauen Augen davon kam, hat nämlich eilig verschmupft. Man machte darauf in Zuchthausgefäng gegen Spiel, Selt und illegitime Verhältnisse mit Oda- und Fendalisten. Unsere Regimenter wurden mit der Heilsarmee zu einem Corps verschmolzen; vormittags werden Weine gedrillt und nachmittags Seelen exerziert, wodurch die militärische Sittlichkeitsvertiefung rapide fortgeschritten. Die Referendare müssen dem Verein christlicher junger Männer beitreten, und der Genuß jeglicher Flasche Bier bedarf des Konsenses der Vorgesetzten. Na, unter solchen Um-

ständen ist denn das letzte Ballkollal in der vorigen Woche eingegangen, und nur noch ein paar Nacht-Cafés und Bars harren, am Hungertuche nagend, des erlösenden Gerichtsvollziehers. Die ethische But des aristokratischen Nachwuchses war zeitweise so bedeutend, daß die pommerischen jungen Vbligen eines Tages die Straßmunder Kartensfabrik — die Frankfurter besteht noch, fabriziert aber Aufsichtskarten — in die Luft sprengten und zwei leichtfertige Schaupielereimnen bei lebendigem Leibe verbrannten.

Also das mit dem Durchschwimmeln war nichts. Die wahre Ursache für die Verzögerung der Ankunft im Hotel lag in der baulichen Veränderung Berlins, und um Dir das verständlich zu machen, muß ich Dir kurz die Geschichte der letzten sechs Jahre erzählen.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts erhielt Berlin den Auftrag, aus dem Schloßpark einen Gebirgssee zu machen, die Häuser ringsum sollten felsartig verkleidet werden usw. Die Kommune lehnte das ab, und jetzt wurde um das Schloß eine 20 Meter hohe Mauer ausgeführt. Man hatte alte Karten aufgestöbert, die bewiesen, daß das Schloß ein unabhängiger Gutsbezirk sei. Was that aber jetzt die Stadtverwaltung? Sie sperrte dem Gutsbezirk die Kanalisation und die Wasserleitung ab! Große Verlegenheit! Der Minister des Innern versagte vollständig. Niemand wußte Rat. In dieser Not wurde der Nece zurückgerufen, der legte sich aufs Studieren, und siehe da, er fand noch ältere Karten, die bewiesen, daß der Gutsbezirk des Schlosses ursprünglich viel größer gewesen ist. Sobald das feststand, wurde beschlossen, den Gutsbezirk in seiner ganzen Ausdehnung zu ummauern; natürlich wurden auch alle Häuser, die innerhalb des Bezirks widerrechtlich standen, abgerissen. Es wurde Tag und Nacht gearbeitet, und bald war das Werk gethan. Berlin sieht — bitte nimm einen Stadtplan mit Umgebung zur Hand — heute wie folgt aus: Die Schloßmauern laufen auf der einen Seite parallel in einem Abstand von etwa 300 Metern bis zum Rathaus. Es hatte sich herausgestellt, daß die Grenzen des Gutsbezirks bis unmittelbar an den roten Schandbau heranreichen; die Mauer läuft deshalb so dicht am Hauptportal entlang, daß nur ganz schlanke Menschen sich in das Portal hindurchzwängen können. Hier, an der Spandauerstraße, biegen die Parallelmauern um, durchschneiden Berlin, die Vororte Bernau, Wiesenthal, Eberswalde, und sich erweiternd umklammern sie die Schorfhaide und den Wörbellimer See. Dort endigt die Mauer.

Nach der anderen Seite fassen die Mauern die Linden ein, schüßen die Siegesallee, freisen den Reichstagspark, dessen eine Ecke abgebrochen werden mußte, nehmen den ganzen Tiergarten ein, wenden sich weiter nach dem Grunewald, den sie nebst Havel und Havelseen völlig einschließen, um endlich jenseits vom Wildpark ihren Abschluß zu finden.

Ueber die innere Ausstattung dieses gewaltigen Gutsbezirks, den nur betreten darf, wer von Lucanus einen Passierschein erhalten hat, wird vielerlei geredet, ohne daß sicheres bekannt ist; denn die Zugelassenen müssen eiblich Amtserkennung geloben. Man spricht davon, daß der Neue See im Tiergarten zu einem Kriegshafen erweitert sei, daß an beiden Seiten der Mauern sich tiefe und breite Kanäle hinziehen, in denen Panzerschiffe fahren können und dergleichen unbeglaubigtes Zeug mehr. Nach außen wirken die Mauern mehr interessant als schön. Sie sind durchweg 50 Meter hoch, in der Gegend des Rathauses, des Reichstags und einzelner kanalschließender Gutsbesitzer noch höher. Oben sind sie mit Glascherben und elektrisch hochgepannten Leitungsdrähten versehen. Alle zehn Schritt befindet sich eine eiserne Thür, ein Schilderhaus und ein scharfschießender Doppelposten. Im übrigen ist aber die ganze Mauerfläche von Joachimsthal bis Wildpark ringsum mit großfarbigen Kellametafeln besetzt. Die Stadtverwaltung hat das Vermietungsrecht für den Raum und zieht daraus jährlich ein paar Milliarden Einnahmen, obwohl socialdemokratische Versammlungen, Meetings und sonstige unmittliche Einrichtungen und Gegenstände nicht angepriesen werden dürfen.

Nach diesen Andeutungen wirst Du schon eher begreifen, daß es keine Kleinigkeit ist, von dem Bahnhof Friedrichstraße nach der Königgräberstraße zu gelangen. Ich hatte die Wahl zwischen der Route über Joachimsthal und der über Döberitz. Ich wählte die letztere als die nähere. Freilich, ich gebe zu, daß das Dich immer noch nicht beruhigen kann, weil bei den heftigen Verkehrsverhältnissen auch solche Strecken in ein paar Stunden zurückgelegt werden können. Aber Du weißt eben noch nicht alles. Ich seige also zunächst mit meiner Handtasche in die elektrische Mauer-Strassenbahn, Friedrichstraße—Zoologischer Garten—Groß-Nichtersede—Griebnitzsee—Potsdam—Wildpark—Banke—Kleinmachnow—Tempelhof—Halleisches Thor. Kriecht der Wagen ganz langsam, Schritt für Schritt, und da er niemals ein Glodenzeichen von sich giebt, fährt er trotz der völligen Abwesenheit von Fahrgehwindigkeit alle Augenblicke irgend eine Menschensperlon über. Wir wird die Sache langweilig und ungemütlich, ich schimpfe innerlich auf die verfluchte Direktion, die ihren Wagen nicht genug Elektricität mit giebt und steige aus. Ich winke mir eine Drosche heran, einen leichten Tazgometer: „Fahren Sie zu, aber ein bißchen plözlich!“ Der Schuft grüßt mich höhnisch an und meint: „So plözlich, wie et de Pollezei erloobt. Wofin wollen Sie denn, Räumern?“ „Hotel zum vergnügten Notleidenden, Königgräberstraße,“ antwortete ich, mühsam meine Selbstbeherrschung wachend. „Se sind woll —“ verrückt wollte der Plebejer zweifellos sagen, als er aber meinen aufstöhnenden Zorn sah, brach er ab und sagte bloß: „Da müssen Sie sich schonst an ne

Schlafbrotsche wenden." Gerade in dem Augenblick schleicht auch so ein eigentümlicher kolossaler Motorwagen vorbei, auf den der Droschkentreiber hindert. Ich steige also ein und sitze in einer Art Schiffskoje, in der sich Bett, Toilette, und sonstiges Zubehör findet. Der Führer ist sehr höflich, erlindigt sich nach meinem Ziel, riegelt von außen ab und fährt los — fährt? — Nein, das ist zu viel gesagt, er schleppt sich vorwärts, wie eine altersschwache Sännde, die die Licht im Leibe hat. Ich trommle an das Fenster. Mein Mann steigt herunter, öffnet die Thür und fragt nach meinem Begehren. Jetzt bricht meine Wut los, und ich schimpfe, wie ich es als Lieutenant auf dem Kasernenhof nur jemals gethan. Der Kutscher jedoch lächelt: "Ach so, Sie sind hier unbelammt. Wir dürfen nicht schneller fahren." Und da erfahre ich denn, daß die Gutsverwaltung, belästigt durch den unablässigen Lärm, der die Manern rasend umkreisenden Gefährte, einen Prozeß gegen die Stadt angestrengt, den jene auch schließlich gewonnen hat. Infolgedessen dürfen die sämtlichen Verkehrs-Werkzeuge nur Schritt fahren und sich keines Klunzelzeichens bedienen.

Jetzt begreifst Du, daß ich mehr als 12 Stunden brauchte, um vom Bahnhof ins Hotel zu gelangen. Aber Du verstehst mir auch, daß man hier einigermaßen unzufrieden ist. Man empfindet die Manern als ein störendes Verkehrshinderniß, und man hat verschiedentlich versucht, Abhilfe zu schaffen. Alle Anträge auf Unterführungen und Ueberführungen des Gutsbezirks sind aber bisher abgelehnt worden. Die Sache ist im Laufe der Zeit bis zum Kriegszustand ausgewachsen. Wie man mir berichtet hat, wollen sämtliche Geschäftsleute die Gutsverwaltung boykottieren und nicht mehr an den Manern inferieren — ein Einnahmeverlust, der nicht zu verschmerzen wäre und zur Nachgiebigkeit zwingen würde. Die Regierung hat in dieser Not den Bürgermeister von Berlin zu Hilfe gerufen und ihm die Bestätigung versprochen, falls er es fertig brächte, die Geschäftsleute von dem geplanten Boykott abzubringen. Jedes die Berliner sind einmal erbittert und wollen sich die Schnedenkreisfahrten nicht länger gefallen lassen. Bereits spricht man von einer Gesetzesvorlage, die das Inferieren an der großen Mauer obligatorisch macht. Schon die nächsten Tage werden wichtige Entscheidungen bringen und ich bleibe deshalb noch eine Weile hier, obwohl oder weil es keine Verführungen mehr giebt. Selbst das Zimmernädchen des Hotels ist hoch in den Siebzigern — auch das soll geschicklich sein.

Noch eines: Ich habe den Schlüssel im Kartenschrank stecken lassen. Zieh' ihn ab, damit die Jungens nicht darüber kommen. In treuer Zärtlichkeit

Dein Galte

Egon zu Pölkendorf.

Ich werde dafür Sorge tragen, daß in sechs Jahren, wenn das Original des Briefes vorliegen wird, die Lezer zur Beglaubigung ein photographisches Facsimile erhalten. Man wird dann einsehen, daß das scheinbar Un glaubliche, was dieses Schreiben enthält, hinter den Thatsachen der künftigen Entwidlung noch zurückgelieben ist. Egon zu Pölkendorf hat eben bei seinem kurzen Aufenthalt bei weitem nicht alles erfahren. —

Joe.

### Kleines Feuilleton.

a. Eingebildet? Es war wenige Tage vor dem Ersten. Das Vermeidungscomptoir war jetzt, in den letzten Nachmittagsstunden, überfüllt. Auf den Treppen, auf dem Hofe, in den unteren und oberen Räumen drängten und schoben sich die Frauengruppen aneinander vorbei, einfache Frauen und schillernd gekleidete Salon-damen, Geschäftsfrauen in schwerem Putz und dürrig aussehende Beamtenfrauen. Und an den Wänden standen sie, um die sich die Frauen mähnten. In sauberen, weißen Schürzen und frisch gewaschenen Kleidern, das Dienstbuch in der Hand haltend, warteten sie auf eine Ansprache. Es waren nur wenige. Alle schienen sie besondere Ansprüche zu stellen. Die Frauen zogen sich bald wieder zurück und murrten die Mädchen, die die Treppe heraufstiegen.

Eben trat ein kleines, blondes Mädchen ein. Sofort war sie von einer ganzen Schar Frauen umringt. Der einen gelang es, das Dienstbuch des Mädchens zu erwischen, und sie fragte freundlich: "Nun, Fräuleinchen! Was wollen Sie denn haben? ... Sagen Sie doch, Fräuleinchen!"

Das Mädchen schwieg. Die übertriebene Freundlichkeit der aufgeputzten Frau schien ihm zu aufdringlich. Als die Frau nochmals um Antwort drängte, erhielt sie zur Antwort: "Sechzig Thaler!"

"Ja, ja, die geb' ich Ihnen gern!" meinte die Frau hastig.

"Ja, ... aber ... haben Sie auch Kinder?" fragte das Mädchen.

Die Frau wurde dunkelrot im Gesicht. Ihr leicht bewegliches Gesicht verzog sich. Gezwungen freundlich antwortete sie: "Ja — nur drei."

Da griff das Mädchen nach seinem Buch: "Nee, dann komm' ich nicht zu Ihnen. Kinder — nee ... Kinder — nee, nee!"

"Na ... aber ... erlauben Sie mal! Ha, was sich so'n Mädel einbildet! Das ist doch stark!" fuhr die Frau auf. Und aus dem Kreise der Frauen, aus dem sich das Mädchen herausdrängte, kam es: "Solche Frechheiten! Zulezt müssen wir noch die Dienstmädchen bedienen. Ja, gewiß, es kommt noch so, gutes Essen, alle acht Tage Ausgehtag und abends um acht Feierabend! ... Schließlich müssen wir noch ein Zeugnißbuch haben! Solche Einbildung!"

Als das Mädchen sich vermielet hatte — an eine ältere Geschäfts-frau, die ihm gesagt hatte, daß es viel zu thun habe, aber keine Kinder besorgen brauche — ging es zurück zu der Familie, bei der es jetzt diente. Beim Eintritt in die Küche blieb es erschreckt stehen.

Vor dem Kochherd kauerten drei kleine Kinder. Sie hatten die Asche aus dem Feuerloch gekramt, mit Wasser angefeuchtet und „buden“. Die Porzellanachen vom Küchenschrank benutzten sie als Formen; alle waren mit wasser, schmutziger Asche besämiert.

"Kinder!" schrie das Mädchen erbost. Thränen stiegen ihm in die Augen. Heute früh hatte es erst alles abgeputzt und gepuht.

Da hörte es vom Flur her unterdrücktes Lächeln, das in lautes Gelächter endete. Gesichter von jungen, hochgeschossenen Knaben tauchten an den Scheiben der Küchentür auf. Das Mädchen wußte jetzt, daß die älteren Schwestern ihres „Dienstherrn“ die Kinder zu dem dummen Streich verleitet hatten. Und voll Verger sagte es die Kinder an und schob sie unsäufst zur Thür hinaus. Die schrien gleich, als ob sie am Esstische ständen. Das Mädchen wollte sie beruhigen. Aber nun kreischten sie erst recht.

Da kam die Mutter aufgeregt herzugeflürzt. "Was, — vergreifen Sie sich schon wieder an den Kindern, Sie unausstehliches Ding? Seien Sie mir nicht zu eingebildet!" ... So ging das eine ganze Weile, da das Mädchen sich verantwortete. Als die Frau endlich mit den Kindern nach vorn ging, sagte sich das Mädchen an seinen heißen Kopf: "Ach, was man sich alles sagen lassen muß ... Eingebildet? ... Nee, nee ... bloß nicht wider zu Kindern!" —

### Musik.

Einer musikalischen Kritik, die es sich angelegen sein läßt, das Vorherrschende des Solistenthums in unserem Musikleben zu bekämpfen und die Bedeutung einer persönlichen Gemeinsamkeit und eines Aufgehens des einzelnen Könnens darin zu betonen, werden Gelegenheiten eines größeren musikalischen Zusammenwirkens ganz besonders willkommen sein. Die Hingebung, mit der zahlreiche Künstler sich in den Dienst eines Ganzen stellen, ohne die Erwartung eines persönlichen Erfolges, ja auch nur der Nennung oder gar der Tadelung, verdient unsere besondere Aufmerksamkeit. Darum lode uns im Konzertleben vorzüglich die Musikgattung, die unter dem Namen "Oratorium" seit fast genau drei Jahrhunderten neben der ebenso alten Oper ein oft reiches, immer aber ob ihres Zwittercharakters schwieriges Dasein führt, kaum je von der Gunst des großen Publikums getragen und meistens nur durch außerordentliche Anstrengungen einzelner oder kleiner Kreise ansrecht gehalten oder weitergeführt. Die geschichtliche Entwidlung dieser, am ehesten als epische Musik zu bezeichnenden Gattung, mit ihrem Sang und Klang von Ereignissen oder Zuständen oder Figuren, hat gezeigt, daß sie ihren höchsten Aufschwung in jener Zeit nahm, da es gelungen war, sie vollstimmlicher zu machen. Das geschah, und zwar gerade im Gegensatz zu der damals ganz besonders gefürstlichen Oper, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch H a e n d e l. Es zog in jener Zeit eine Periode der weltlichen Religiosität auf, und der Zug dieser, wie wir ihn in der Litteratur seit Klopstock kennen, belebte nun auch das Oratorium. Der Komponist ergriff die so populären Stoffe des alten Testaments und rückte ihre Behandlung dem diese Kunst genießenden Volk dadurch näher, daß er die Schicksale, Leiden und Freuden des israelitischen Volkes in den Vordergrund stellte; das Hauptmittel dazu waren die damals an Stelle der Vorherrschast von Sologesängen tretenden Chöre, und das diese Reibildung vielleicht am deutlichsten ausprägende Werk war der, 1738 komponierte, "Israel in Aegypten". Eine Aufführung dieses an Inhalt und Ansprüchen reichen Werkes ist ein besonderes Verdienst, und ein solches erwarb sich jetzt, nach der öffentlichen Probe am Donnerstag zu urteilen, unsere Singakademie, die damit die Reihe ihrer diesjährigen eigenen Veranstaltungen eröffnete. (Hoffentlich wird sie nächstens nicht mehr die in die Probe hinein-gelodeten ohne Konzertprogramm belassen!)

Die übliche Untercheidung der Oratorien in geistliche und weltliche rechnet Werte wie dieses zu den geistlichen. Mindestens nicht ganz mit Recht. Man braucht nur an die vorwiegend kirchlichen Oratorien Bachs und einiger Neuerer und Neuerer denken, um auf ihre Gruppierung an der Seite von Werken des Weltmannes Haendel verzichten zu können. Wenn man dann der Kunst lauscht, mit der gerade hier der Komponist Naturvorgänge: die ägyptischen Plagen durch Frösche, Heuschrecken, Hagel usw., in Maßnen seiner so einfachen, so elementar gewichtigen und diesmal lange nicht veralteten Kunstmittel darstellt; und wenn man seine Freude haben konnte, wie jene Chorgesellschaft, zwar im ganzen mit mehr robuster als seiner Ausarbeitung, doch jenen Aufgaben gut gerecht wurde, unterstützt durch einen weiten Reigen von Mitwirkenden, dann darf man wohl auch von einer nächsten Zukunft träumen, in der trotz allem vielleicht eine neue Epoche des weltlichen Oratoriums entstehen könnte. —

### Kunst.

— hl. Die französische Malerei ist gegenwärtig in Berlin reichlich vertreten. Eine dritte Ausstellung von modernen Franzosen hat der Salon Schulte veranstaltet. Man muß sich die Erinnerung an die hohe Kunst der Manet, Degas und Puvis de Chavannes für eine Zeit aus dem Kopf schlagen, wenn man den Bildern dieser Maler gerecht werden will. Die Ausstellung scheint typisch für die Tendenzen, die in der guten modernen Malerei in Frankreich wie auch bei uns zur Zeit zur Herrschaft gekommen sind.

Daß diese in tiefstem Sinne keine Weiterentwicklung, sondern eine Umkehr bedeuten, ist schon früher einmal betont worden. Daß sich unter den ausgestellten kein einziges reines Pleinairbild mehr, wohl aber eine Reihe von Abendstimmungen findet, ist eine Erscheinung, die auch in Deutschland zu beobachten ist. An die Stelle des umfassenden Strebens eines Manet, der alles in den Bereich seiner Kunst einbezog und jedem Problem mit neuen Mitteln beizukommen wußte, ist eine weitgetriebene Specialisierung getreten. Hat man eins der Hafenbilder von Le Sout-Gerard gesehen, so findet man auf den folgenden nur noch Variationen desselben Themas: Vorn im Abendlicht der Hafen mit vielen kleinen Fischerbooten und einem Mastenwald, dahinter, in feinem, blauen Nebel versinkend, die häuserreiche Stadt, deren Silhouette gegen den rötlich erstrahlenden Himmel steht. Entweder ist es nun die wärmere Tönung des Abends oder die kühlere des Morgens — die Unterschiede in den Darstellungen der beiden Stimmungen sind aber kaum so groß wie in der Wirklichkeit. Dabei sind alle vier Bilder keine Specimina dieser Kunst, und auch daran muß, um der Gerechtigkeit willen, erinnert werden, daß z. B. die Holländer in der Wiederholung der Motive doch auch schon Erhebliches geleistet haben. In demselben Sinne hat auch von den anderen Franzosen jeder seine Besonderheit: der macht elegante Damen im Boudoir, jener Blumen, der dritte stilisierte Landschaften und so fort. Ein ausgezeichnetes Können haben sie alle, und es sind alles im besten Sinne geschmackvolle, mit modernem Raffinement gemalte Bilder, die hier zusammengebracht sind. Aber auch eine gewisse Reichheit der Farben ist ihnen gemeinsam, und an die Stelle der klaren kühlen kolorist, die die Freilichtmalerei entwickelte, ist eine dunklere, mehr auf die warmen Töne gestimmte Farbengebung getreten. Ueberraschend ist in der Ausstellung vor allem, wie stark der englische und auch der schottische Einfluß auf die französische Malerei geworden ist. Abel Truget malt englische Mädchen, die während der Dämmerstunde in einem vornehmen, ganz in englischem Stil ausgestatteten Wohnzimmer im Gespräch zusammensitzen, sehr fein in der grün-blauen Tönung des Ganzen, in der Beobachtung der Lichtwirkung und in der Charakteristik der Personen. Eine größere Allegorie etwa im Sinne Cranes oder mehr noch Fowlers, nur farbiger, weicher, graziöser, wagt Ernst Bieler: „Fallendes Laub“. Weithin deckt gelbes Laub den Waldboden, und immer noch fallen die Blätter, und über die Lichtung im Vordergrund stürmen vier fliehende Jungfrauen, zwei andere sind gefallen und liegen sterbend am Boden, und zahllose lauern hinten am Waldbrand in dumpfer Verzweiflung... die Genien des Sommers, die vor dem einziehenden Winter fliehen. Wie der schottische Landschaftler Macaulay Stevenson läßt Briandean in einem Wilde Bäume mit verschwimmenden Silhouetten gegen den mattgrünen Abendhimmel stehen, an dem eben die blasser Mondfisch hervortritt. Sehr frisch wirkt eine Landschaftsstudie von demselben Maler: ein letzter Sonnenstrahl streift die Höhen, und während in dem engen Flußthal, in das der Blick hineinfällt, schon tiefer Abend-schatten liegt, strahlt der Himmel noch in klarem, milden Licht. Manu-Jean giebt zwei Venezianerinnen in breiten, gedämpften, aber doch farbig wirkenden Flächen. Der bedeutendste unter all diesen Künstlern ist der farbenfrohe Albert Wesnard, der mit einem großen Plafond „Ideen“ und zwei Supraporten „Träumerei“ und „In Gedanken“ vertreten ist. Alle drei Werke sind dekorativ, sie sind daher in ihren Farben mehr gehalten als sonst die Arbeiten dieses Malers, aber sie fallen in dieser Umgebung doch durch ihre ganz anders geartete Farbengebung auf: ihr Grundton ist ein zartes Blaugrau, zu dem rotgraue und gelbe Töne sehr fein kontrastiert sind. Ein ausgezeichnetes Stück Malerei ist das Bild „Malerei“, der zarte Fleischtön des nackt unter Bäumen liegenden Weibes, zu dem das kräftige Blau eines Pfauenschweifes in starkem Kontrast steht. Die „Ideen“ sind verkörpert durch leichte Frauen-gestalten in langen Gewändern, die sich zu den Sternen am Abendhimmel hinaufschwingen. Es ist Schwung in den Bewegungen, wie sie fliehend die Arme zu den Sternen emporstrecken, und in den Linien ihrer wehenden Gewänder. Und man kann sich denken, daß die ganze Komposition für die Ansicht von unten, — jetzt sieht man das Werk von der Seite, — ausgezeichnet durchgeführt ist und wirklich die Bedingungen des Deckenbildes erfüllt. —

**Völkerkunde.**

kg. Japanische Spiegel. Der Spiegel hat von jeher bei den Japanern eine große Rolle gespielt. Die „Asiatic Quarterly Review“ macht über die Bedeutung des Spiegels im Leben der Japaner, die er zum Teil heute noch besitzt, einige nähere Angaben. In den japanischen Legenden und Annalen werden Schwert, Spiegel und andere Dinge, die nur aus Metallen gefertigt werden konnten, schon früher erwähnt und ihre fortdauernde Bedeutung und Bedeutung hervorgehoben. Man sah im Spiegel die Seele der Frau. Es war der Ehrgeiz jeder tugendhaften Tochter Japans, einen fehlerfreien Spiegel zu besitzen und der Stolz des Metallarbeiters, ein schönes Exemplar herzustellen. Ein japanisches Sprichwort lautet: „Wenn der Spiegel trübe ist, ist die Seele nicht rein“. Dieser Aberglaube war lange Zeit so verbreitet, daß die Frauen in eifersüchtiger Stimmung den Spiegel zerbrechen, aus Furcht, er könnte den Zustand ihrer Seele verraten. In alten Zeiten wurde ein Holzaltar errichtet, um den geheiligten Spiegel aufzunehmen, und darüber stellte man in besonderen Vasen frische

Blumen auf, die beständig erneuert werden mußten. Noch bis vor kurzem war die religiöse Verehrung des Spiegels nicht ausgestorben. Ehe die Japaner eine Reise antraten, besuchten sie gewöhnlich den Tempel und knieten vor dem Spiegel nieder, in strenger Befolgung der Formel und Sitte des alten Kults. Spiegel wurden auch den Verbrechern im Gerichtshof vorgehalten, um sie zum Geständnis zu zwingen. Eine alte Legende erzählt, wie Uzume, das Freudenmädchen, die Sonnengöttin aus ihrer Höhle herauslockte, in die sie sich mühnützig zurückgezogen hatte. Uzume spekulierte nämlich auf die selbst einer Göttin nicht fremde Eitelkeit des weiblichen Geschlechts. Neugierig kam die Göttin näher, und als sie voll Entzücken ihr Spiegelbild gewahr wurde, vergaß sie allen Schmutz und wagte sich so weit aus der Höhle heraus, daß ihr der Rückzug abgeschnitten werden konnte. Seitdem strahlte die Sonne wieder über Japan. Merkwürdig aber ist, daß noch heute zur Erinnerung an dieses wichtige Ereignis am Neujahrstfest jedes Jahr die Spiegeltücher gebadet und auf die Hausaltäre der Shinto-Gottheiten niedergelegt werden. Die Kuchen bestehen aus sorgfältig gekochtem und gestoßenem Reis der besten Qualität. Besonders die Landleute halten an dieser alten Sitte fest. Die ärmeren Bauern verwenden dazu auch das beste Korn. Die betreffende Substanz wird in einen großen hölzernen Kibel gebracht und zu Teig gestoßen. Dazu gebraucht man eine Art Schlägel mit langem Griff. Die Familienmitglieder wohnen der Ceremonie bei, oder es werden auch bei dieser Gelegenheit Gesellschaften veranstaltet, die in die Feierlichkeit Leben und Heiterkeit bringen. Die runden „Spiegeltücher“ werden nun so geordnet, daß zwei immer über einander liegen und so als Nahrung für die Geister gespendet werden. Das Aussehen der orientalischen Spiegel ist noch heute von den unseren sehr verschieden. Die Frauen Indiens heften bis heutigen Tages sehr kleine Stahlkreise von 3/2 Zoll Durchmesser an einen Ring, der über den Daumen gezogen wird. Eine einfache Metallscheibe, die auf einen geraden, stabartigen Griff gesteckt und in einem Ständer sicher befestigt wird, ist das Toilettenstück der japanischen Damen. Die in den Tempeln gefundenen ähnlichen Spiegel zeigen starke buddhistische Einflüsse in der Ornamentik auf der Rückseite des Spiegels. Die ältesten Spiegel wurden aber in den zur Aufnahme der Toten bestimmten Dolmen entdeckt, und zwar lagen sie hier zwischen Waffen und Schlachttentensilien. Die merkwürdigste Verwendung fand der Spiegel in den flachen Eisenfächern, die die Soldaten zum Parieren der Angriffe trugen, vielleicht, um ein plötzliches Licht in die Augen des Feindes zu werfen und ihn dadurch zu verwirren. Die reflektierenden japanischen Spiegel haben eine glatte Oberfläche und sind auf der Rückseite meist reich verziert; die verschiedensten Vögel, Tiere und symbolische Figuren dienen zum Schmuck. —

**Meteorologisches.**

— Der Wirbelsturm von Kirksville (Missouri). Im „Century Magazine“ liefert John A. Mifflin eine Schilderung des von ihm miterlebten Tornado, der im letzten April bei Kirksville (Missouri) wütete. Er war von ganz außerordentlichen Wirkungen. Als der Wirbel die Stadt erreichte, wurden „Thüren, Fenster, Dächer und selbst ganze Häuser“ fliegend und wirbelnd bis zu einer Höhe von 300—400 Fuß geführt. „Ich sah das Rad eines Wagens oder Waggons und die Körper zweier Menschen in der Sturmvolte anfliegen.“ Ein Haus ward zu einer Höhe von mehr als hundert Fuß emporgehoben, und es sah aus, „als ob es in der Höhe explodierete, da es sich dort in tausend um einander wirbelnde Trümmer auflöste“. Vielleicht das merkwürdigste Vorkommnis war die Entführung von drei Personen durch den Sturm, die nach einem fast eine halbe Meile betragenden Fluge so sanft niedergesetzt wurden, daß keine uns Leben kam. Einige Pferde und andere Tiere wurden ebenfalls emporgehoben und beträchtliche Strecken davongeführt; ein Pferd kam nach einer fast zwei (englische) Meilen betragenden Luftreise ebenfalls unbeschädigt wieder zur Erde. Aus einem Obstgarten im Süden der Stadt wurden die Bäume mit den Wurzeln ausgerissen und in einer Entfernung von 4—500 Yards zum Teil aufrecht auf das Feld gesetzt. Die Größe einzelner entwurzelter Stämme kam von der But des Sturmes die beste Vorstellung geben, denn es fanden sich darunter solche von 12—18 Zoll im Durchmesser mit 10 Fuß langen Wurzeln, und die Erdgrube, welche an der Stelle blieb, machte den Eindruck, als rühre sie von einer Dynamitexplosion her. — („Prometheus“.)

**Humoristisches.**

— Auskunft. „Sagen Sie, Herr Portier, ist denn seit heute eine neue Fahrordnung, daß der Zug schon fort ist?“ „Ja, wohl, der geht jetzt früher!... Früher ist er später gegangen, später geht er aber wieder früher!“ —

— Unter Freundinnen. „... Nun, was sagst Du dazu, Laura, daß der Assessor um meine Hand angehalten?“ „Hab' mir's gleich gedacht! Als ich ihn abblicken ließ, schwor er, sich ein Leid anzuthun!“ —

— Unüberlegt. Sachverständiger Oberamtsarzt (ein Protokoll diktierend): „Die Rosa Müller ist in hohem Grade blödsinnig; man sieht dies aus ihren Antworten und den an sie gestellten Fragen!“ — („Flieg. Bl.“)